



LOUIS SCLAVIS ATLAS TRIO SOURCES

Titanenwerk
So sehen
Helden aus:
Moussay,
Coronado,
Sclavis
(v.l.n.r.)



DIE STUNDE NULL

Eine Symbolfigur des europäischen Jazz ist er lange schon: Der heute 59-jährige Klarinettist und Saxofonist Louis Sclavis machte in der französischen Free-Jazz-Szene der Siebzigerjahre erstmals von sich reden. Sclavis gehörte auch zu den Aktivkräften der „Folklore Imaginaire“ der späten Achtziger, einer Spielart improvisierter Musik, die nicht auf amerikanischen Traditionen beruhte, sondern sich europäische und mediterrane Anregungen suchte. Elemente der Neuen Musik, der Folklore, der Renaissance – oder auch Balkan-, Afrika- und Orient-Einflüsse – schießen in Sclavis' Musik auf raffinierte Art zusammen und bringen ultimative Improvisationen zur Zündung. Auch

wenn Amerikanismen wie Blues und Swing kaum eine Bedeutung bei ihm haben, ist Sclavis' Spiel immer von der Abenteuerlust des Jazz beseelt. „Wenn du mich hörst, weißt du, dass ich ein Jazzmusiker bin“, sagt er. „Die Art, wie ich arbeite, ist die Jazz-Art.“ Und er arbeitet unentwegt: „Ich habe immer die Hände in der Schmiere. Ich gönne mir nicht den Luxus, Seelenzustände zu haben. Eine Auszeit nehmen, Abstand gewinnen, sich über die einzuschlagende Richtung klar werden – das ist nicht mein Ding. Ich mache Sachen. Das ist meine Art voranzukommen.“ So stapelt Louis Sclavis, Europas großer Musik-Visionär und genialer Improvisator, seit vielen Jahren ein Projekt aufs andere – und überrascht sich und seine Hörer dabei immer wieder. Vielleicht hat nicht jedes seiner Projekte die Grundmau-

ern unseres Musik-Erlebens vollkommen erschüttert. Aber ein berechenbares, ein durchschnittliches Album hat Sclavis noch nie gemacht. Die neue CD „Sources“ gehört in die oberste, die epochale Kategorie. Sie ist wohl Sclavis' bedeutendstes Album seit einem Jahrzehnt oder länger. Auf drei Musiker – er nennt sie das Atlas Trio – hat er seine neue Band hier beschränkt: Da ist er selbst an Bassklarinette und Klarinette, Benjamin Moussay an Klavier, E-Piano und elektronischen Keyboards und Gilles Coronado an der E-Gitarre. Kein Saxofon diesmal, kein Bass, kein Schlagzeug. Ebenso unkonventionell und konzentriert wie diese Trio-Besetzung ist die Musik: Ausgedehnte Themen von rasanter Virtuosität verbinden sich mit pulsierenden Grooves; rockige und elektronische

Sounds schaffen geheimnisvolle Ereignisräume; minimalistische, punktuell versetzte Muster steigern sich ins Ekstatische – und münden zuweilen in überraschenden Klangwelten.

Sclavis' Kompositionen sind in der Regel abstrakt, chromatisch, wild zerklüftet. Aber: Sie verlieren dabei nie ihren musikantischen, rhythmusbetonten Schwung. Und der wiederum speist die unerhörten Aktionen aller drei Musiker: Völlig unberechenbar, völlig genial stoßen die drei in die Räume und Texturen vor, entwickeln Improvisationen mit- und gegeneinander, bilden Vernetzungen von frappierender Überzeugungskraft, erfüllen die Konstruktionen mit körperlicher Wirklichkeit, entfalten – losgelöst von traditionellen Rollen – den elementaren Reiz ihrer Instrumente und zaubern eine Art Kammermusik des Augenblicks. „Ich habe Dinge für dieses Projekt geschrieben, die mich in Regionen führten, die ich nie zuvor bereist habe“, sagt Sclavis. „Im Kollektiv nahm die Musik neue Gestalt an. Es ist Musik, die für diese Gruppe konzipiert wurde und nicht existieren konnte, bevor wir sie spielten. Sie erinnert an nichts anderes.“

In der Tat möchte man für sie beinahe eine neue Genre-Bezeichnung erfinden – vielleicht: Atlas-Musik. Die Heldentat dreier Titanen, die das klingende Himmelsgewölbe für uns hochstemmen – mit neuer Energie und neuen Ideen. Denn „Sources“ ist Musik von unbedingter Originalität, unkonventionell, unberechenbar. Dabei streng gedacht, fantasievoll umgesetzt, weiträumig ausschwingend, voller Groove, spannend in jeder Sekunde, überwältigend in der Summe, ganz im Jetzt – die Stunde Null. Vielleicht die Stunde Null eines neuen Jazz.

■ Texte: Hans-Jürgen Schaal

ECM 2282

BUCHPRÜFUNG

ROY CARR, BRIAN CASE,
FRED DELLAR

THE HIP

DIE FÜNFZIGER SIND

DIE ACHTZIGER



Moden und Trends gehorchen offenbar Wellenbewegungen. In den 1980er Jahren wurden plötzlich die 1950er wieder aktuell, die gerade eben noch als verstaubt und vorgestrig gegolten hatten. Wer im Trend war, trug wieder Hut und Schulterpolster, Nierentisch-Formen prägten das Design und swingender Modern Jazz den Sound. In den Londoner In-Diskotheken tanzten die Jungen auf einmal zu Platten von Art Blakey und Gerry Mulligan, in den Kinos liefen Filme wie „Round Midnight“ und „Bird“. Es waren die guten, alten Jazz Messengers, die die Jazzstars der Stunde „machten“, sogar die Senioren vom Modern Jazz Quartet fanden wieder zusammen. Man entdeckte außerdem die Schwarzweiß-Fotos von Herman Leonard und druckte sie legal oder illegal auf Poster, T-Shirts und überall. Grafiker bedienten sich bei der Ästhetik der alten Plattencovers. Legendäre Jazzlabels wie Blue Note, Verve und Impulse wurden wiederbelebt. Was in den Fünfzigern hip gewesen war, war in den Achtzigern cool.

Davon handelt „The Hip“: Das Original erschien 1986 in London und wirkte damals genau so trendy, wie es das Thema verlangte. Auf 140 reich bebilderten Seiten geht es um die Mode-Gags der Fünfziger (Basenmütze!), um den hippen Slang von damals (Scat, Vouty, Jive, Bop Talk), um die coolsten Trendsetter wie Lester Young, Miles Davis, Frank Sinatra und Chet Baker. Die Musik der Fünfziger wird wieder lebendig, Jump und R&B, Art Blakeys Hardbop, der kühle West Coast Jazz, die virtuoseren Showtänzer und die gestylten Sängerinnen. Natürlich spielt die Filmkunst mit herein, der Existenzialismus, die französische Nouvelle Vague, die „Method Actors“, die ihre Rollen lebten, die Jazzfilme mit den begabten Trompeter-Darstellern, die Kriminalfilme. Und nicht zu vergessen: die Beat-Literatur, die Plattenhüllen-Ästhetik, die Fotografie. Ganz zum Schluss leuchtet „The Hip“ dann in die Gegenwart von 1986: Lounge Lizards und Tom Waits, das Hip-Jazz-Styling der Ikonen und Hochglanz-Magazine. Prickelnd swingende Kulturgeschichte in doppelter Brechung.

Hochspannung
Philipp Gerschlauser &
Co. entdecken die Ma-
gie des Augenblicks



BESAXUNG HOTZENWALD

ALARMSTUFE ROT



An den Namen muss man sich erst mal gewöhnen. „Besaxung“ – das klingt nach Besatzung, Beschallung, Besamung, Behebung, Bescherung, jedenfalls nach einer ziemlich einseitigen Angelegenheit. Und oben drein sind wir es, die Hörer, die hier gnadenlos beschallt und besaxt werden. Gleich in „Viskovic“, dem ersten Stück, geht es los und ab, heftig und wild und anarchisch wie einstmal bei Jackie McLean oder Thomas Chapin selig. Der da seine saxophonistische Spur neben so gewaltige Fußstapfen setzt heißt Philipp Gerschlauser, ist 25 Jahre alt und kommt aus Laubach in Mittelhessen. Auf dem Papier ist das Quartett des jungen Altsaxophonisten eigentlich eine ganz konventionelle Jazzband – mit Piano, Bass und Schlagzeug dabei. Doch der packende, freie, aufge-

brochene Swing von Besaxung hat so gar nichts Gemütlich-Nostalgisches, nichts von gediegenem Supper Club Jazz und gesetztem Mainstream. Diese Musik ist vielmehr dringlich, gegenwärtig, frech, überraschend und unabweisbar. „Red Alert!“, ruft sie in jedem Takt: „Alarmstufe Rot!“ Der Groove dieser Formation – o ja, die grooven: mal kräftig, mal raffiniert, mal subtil, mal versteckt – lullt niemals ein, sondern hält wach und in Atem. Das ist gut und richtig so, denn in diesen neun Stücken gibt es für den aufgeweckten Hörer in der Tat viel zu hören und zu bestaunen: verwinkelte, dolphyesk angeschrägte Motive, Sirenenklänge à la Lounge Lizards, Glissandi wie beim legendären Johnny Hodges. Und wenn Saxophonist Gerschlauser mal pausiert, dann halten Pianist Felix Roßkopf, Bassist Oliver Lutz und Drummer Thomas Sauerborn den Spannungsbogen auf geheimnisvolle Weise am Vibrieren.

Der heftig besaxte Hörer saugt atemlos jede freche Phrase auf. Ganz offenbar haben diese vier jungen Musiker hier etwas wiederentdeckt, was im Jazz-Alltag schon fast verloren schien: die fesselnde Magie des vorwärts preschenden Augenblicks. Chromatik und Dissonanz sind ihnen dabei Stilmittel der Spannung, Vamps und Pausen dienen als dramatische Effekte. Selbst die ruhigen Stücke – die überwiegen sogar! – bieten keine Verschnaufpause, sondern verlagern das Geheimnis nur auf eine andere dynamische Ebene; Hochspannung und Herzklopfen garantiert. Hier kann man es wieder lernen: Die Macht des Jazz kommt aus der Vermeidung der Konvention, nicht aus ihrer Bestätigung. Und wenn Jazz dabei so clever swingt, zaubert und fesselt wie bei Besaxung, wird ihm auch im 21. Jahrhundert die Luft so schnell nicht ausgehen. **double moon DMCHR 71095**
■ Text: Hans-Jürgen Schaal

MARC PERRENOUD TRIO TWO LOST CHURCHES

EIN TRIO KOMMT ZUR SACHE

Klaviertrios sind längst keine Mode-welle mehr, sie sind eine Schwemme. Mühelos könnten deutsche Jazzclubs monatelang nur junge Klaviertrios präsentieren, ohne sich wiederholen zu müssen. Eine Generation von europäischen Pianisten begreift dieses praktische Format inzwischen als ein Universal-Fahrzeug zum Transport harmonischer und rhythmischer Ideen, wie sie gut ausgebildeten Tastendruckern fern der Heimat des Swing eben täglich dutzendweise einfallen. Das klingt meist sehr gepflegt, ein wenig nach Pop und Klassik, häufig ein wenig steril und langweilig und nicht selten ziemlich austauschbar. Doch dann kommt glücklicherweise einer wie

der Frankoschweizer Pianist Marc Perrenoud daher und demonstriert, dass es auch anders geht. Bei ihm und seinen Mitstreitern Marco Müller (Kontrabass) und Cyril Regamey (Schlagzeug) klingt nichts steril und langweilig. Im Gegenteil: Das Perrenoud-Trio geht immer entschlossen aufs Ganze. Wenn die drei Eidgenossen Balladen spielen, werden daraus abgrundtief schaurige Trauermärsche („Two Lost Churches“, „Mantas Playground“), und wenn sie sich einen Rockbeat gönnen, dann dampft der Kessel aber richtig („Autumn Leaves“, „Corbin Drive“). Vom ersten Takt an ist klar: Diese drei wollen zur Sache kommen, ungebremst und heftig und ohne bemühte Ästhetisierung. Dafür aber mit einem ausgeprägten Talent zur verblüffenden Kombination von Gegensätzen: Ein Arpeggio-Thema



unterlegt Perrenoud mit dramatischem Bassmotiv, den alten Standard „Autumn Leaves“ lässt er in sieben Achteln knallen und zu Cole Porters „You'd Be So Nice To Come Home To“ spielt er einen Latin-Rhythmus fast wie eine zweite Melodie. Ebenso offensiv wie die Anlage der Stücke ist dann aber auch die improvisierte Durchführung: Perrenoud bevorzugt harte, nüchterne Single-note-Läufe, zupackend und mit vollem Risiko. Kompakt, kraftvoll, knackig: Das gilt fürs Konzept des ganzen Albums, auf dem man keines der acht Stücke missen möchte. Einziges Manko: Die CD besitzt nur die klassische LP-Länge von 40 Minuten. Wessen Hörhunger da am Ende begreiflicherweise noch nicht völlig gestillt ist, möge zum Debütalbum des Trios greifen: „Logo“ von 2008. Dort ist manches schon zu spüren, was auf „Two Lost Churches“ manifest wird. **Berthold Records EAN 4260647300032**

■ Text: Hans-Jürgen Schaal



Kaum zu halten

Perrenoud (Mitte) mit Müller (links) und Regamey